

Das Inventar von Lenaus Büchern.

Von Eduard Castle.

Als Lenau Sonntag, den 15. September 1844 seine letzte, verhängnisvolle Reise nach Stuttgart antrat, um durch Verhandlungen mit Cotta seine materielle Lage sicherzustellen und sodann Marie Behrends zu heiraten, hatte er die Absicht, die ersten Wochen seiner jungen Ehe in Baden-Baden zu verbringen, dann nach Frankfurt zu ziehen, später aber wahrscheinlich Stuttgart zu seinem Aufenthalt zu wählen, da er auf keinen Fall vor Ablauf einiger Jahre mit seiner Frau nach Wien zurückkehren konnte und wollte. Seiner Braut sagte er, er wolle sie nicht von ihrer Mutter trennen, er gönne ihr das Glück, noch eine zu besitzen; was er vor ihr verbarg und dauernd verbergen wollte, war sein Liebesverhältnis zu Sophie Löwenthal, dem er sich eben zu entwinden suchte. Erst nach dem Eintritt der Seiftesverwirrung schien ihm auch in Zukunft ein Doppelverhältnis zu Marie und Sophie und ein ständiger Aufenthalt in Wien möglich zu sein.

Aus der Absicht, den Wohnort auf längere Dauer zu verändern, erklärt es sich, daß Lenau den größten Teil seiner fahrenden Habe mit sich führte. Freilich berichtet der Musiker Evers, der im April 1841 mit Lenau donauaufwärts nach Schwaben zurückfuhr, der Dichter habe auch damals ein- undzwanzig Gepäckstücke mitgeschleppt, „worunter zwei Koffer mit Büchern (obgleich er nur acht Wochen in Stuttgart bleiben wollte), eine Menge kleiner Kasten, Necessaires, Stöcke, Schirme, kurz, woran er gewohnt war, das mußte auch mit auf die Reise“. Aus den Aufzeichnungen von Lenaus Freundin Emilie von Reinbeck wissen wir, daß am 11. Oktober nachmittags eine große Kiste mit Büchern für Lenau aus Wien kam, die er mit Ungeduld erwartet hatte und gleich in sein Zimmer bringen ließ. Ihr entnahm er in den folgenden Wahnsinnsnächten eine Menge Papiere, aus versiegelten und überschriebenen Umschlägen, die er zerriß und verbrannte. . . .

Das niederösterreichische Landrecht als Kuratelsbehörde verfügte 1846 die Inventarisierung der Effekten und Bücher des hoffnungslos in Winmenthal Dahinsiehenden. Ich habe die betreffenden Aktenstücke, die einen geradezu

erschütternden Einblick in die mehr als bescheidene Vermögenslage eines der gefeiertsten Dichter seiner Zeit gewähren, 1913 im 5. Bande meiner Ausgabe von „Nikolaus Lenaus sämtlichen Werken“ (Leipzig, Insel-Verlag) als lebensgeschichtliche Beilage mitgeteilt. Eine Musterung von Lenaus Büchern macht uns weder mit Kostbarkeiten noch mit Seltenheiten bekannt, sie führt uns aber in die Geisteswelt, in die Werkstatt des Dichters.

Fünf Sprachen liefern ihm ihren Bildungstoff. Der Geschichte, Philosophie, Symbolik, Mythologie, Ästhetik widmet er ein ernsthaftes Studium. Das Schwere, Bediegene seines Wesens, seines Ringens um Wahrheit, inneren Frieden und Ruhe des Gemütes kommt auch in den Büchern zur Geltung, von denen er sich nicht trennen will, die er mitnimmt, gewissermaßen noch in die Nacht des Wahnsinns.

Die Herrschaft über die deutsche Sprache zu erringen, ist dem in Ungarn aufgewachsenen Jüngling nicht leicht geworden. Noch in den Schöpfungen aus reifer Zeit begegnet bisweilen eine auffallende Sprödigkeit, ein gewisser Eigensinn in der Behandlung des Sprachstoffes, aber kaum jemals eine Sprachwidrigkeit. Th. Heinsius' „Volkstümliches Wörterbuch der deutschen Sprache“ in vier Bänden (1818—1822) dürfte schon früh in Lenaus Händen gewesen sein; daneben benützt er Fr. Schmitthenners „Kurzes deutsches Wörterbuch für Etymologie“ (1837) und C. Vogels „Schulwörterbuch der deutschen Sprache“ (1841). Der Gebrauch der „Deutschen Grammatik nach den Grundsätzen der historischen oder vergleichenden Grammatik im Auszuge aus Grimms deutscher und Bopps vergleichender Grammatik“ von K. F. Rinne (1836) neben K. F. Beckers „Schulgrammatik der deutschen Sprache“ (1839) und der „Ausführlichen deutschen Grammatik“ (1842/43) zeigt, daß er für die beiden Richtungen des Sprachlehrbetriebes seiner Zeit, die historisch-ermittelnde und die logisch-festsetzende, mindestens Interesse gehabt hat. Inwieweit ihn die Ansichten von S. H. A. Herlings „Theoretisch-praktischem Lehrbuch der Stilistik“ (1837) beeinflusst haben, bedarf noch einer Untersuchung.

Latein als eine lebende Sprache zu lehren, war in Ungarn das Ziel der Piaristengymnasien, an denen Lenau seine Schulprüfungen mit „Eminenzen“ bestand. Als der Sechzehnjährige am 5. Juni 1818 bei der Prüfung über die zweite Humanitätsklasse Stellen aus Horaz und Ovid mit besonderm Feuer vortrug, prophezeite ihm mit seltener Voraussicht der Direktor des Pesther Gymnasiums P. Glycerius Aigll, daß er ein Dichter werden würde, eine Schulerinnerung, die sich der Mann treu durchs Leben bewahrte. „Ich danke dem Himmel,“ sagte er zu Freund Löwenthal, „daß ich in meiner Jugend die alten Dichter, namentlich Horaz, recht studiert und so den Wert der strengen Form gelernt habe.“ Übrigens wurde selbst in Wien Psychologie,

Logik und Metaphysik in lateinischer Sprache vorgetragen. Lenau war ein so fester Lateiner, daß er als Student zu Preshburg 1821/22 ganze Reden in dieser Sprache hielt, einmal im Rausch eine solche über die Unsterblichkeit der Seele. Der Famulus und Stiefelpuzer der wohlhabenden Kostherren, die bei Lenaus Mutter wohnten, ein armer Student, namens Trabalik, rief ein Mal über das andere aus: „pulchre loquitur“ und heulte vor Rührung. Noch in Amerika nimmt er, wo er mit seinem Englisch nicht weiterkommt, Zuflucht zu lateinischer Konversation, und im Wahnsinn hält er wieder ganz ausgezeichnete Reden im schönsten Latein. Bevor Löwenthals ältester Sohn Ernst in das Gymnasium eintrat, nahm Lenau im Frühjahr 1841 die lateinische Grammatik neuerlich vor und dachte bei mancher abstrakten Regel nach, wie er sie seiner Freundin Sophie und ihrem Sohn klar machen wolle. Es war wohl die „Lateinische Grammatik“ von C. T. Zumpt (1837), die er damals studierte. Schellers „Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon“, verbessert von Lünemann und herausgegeben von Schönberger (1818), mag er schon lange besessen haben.

Griechisch wurde an den ungarischen Gymnasien nicht betrieben. Lenau wurde daher als Hörer der Philosophie auf der Wiener Universität von dem Studium dieser Sprache befreit. Später hat er sich jedoch mit ihr beschäftigt, vielleicht angeregt durch den wackeren Sonderling Anton Josef Stein, Professor der lateinischen Literatur und griechischen Philologie an der Wiener Universität, dem er 1824 nähergestanden zu sein scheint. Aus Lenaus Briefen erfahren wir, daß er im September und Oktober 1842 den „alten Homeros in der Ursprache gelesen, um sich sein Griechisch wieder aufzufrischen und nebstbei auch seine etwas stark abdunkelnde Seele“. Damals mag das leichthumoristisch-gefärbte Gedicht „Studentenreise“ entstanden sein, das einzige von Lenau, das Scheffelsche Töne vorwegnimmt. Zur Stütze seiner griechischen Studien, die er auch im November 1843 fortsetzt, dient ihm die „Griechische Grammatik“ von Ph. Buttmann (1838) samt W. Dillenburgers „Syntaktischer Beispielsammlung“ zu ihr (1839), auch V. C. F. Kofts „Griechische Grammatik“ (1841), J. A. E. Schmidts „Griechisch-deutsches Handwörterbuch“ (1829) und F. Passows „Handwörterbuch der griechischen Sprache“ (1831). Für die Homerlektüre benützte er Ch. Kochs „Ersten Schulhomer mit Wörterbuch und Noten“ (1831), den griechischen Text mit Kommentar von F. H. Bothe (1832/33) und die Übersetzung von Vofß (1814).

Französisch und Englisch erlernte Lenau zu praktischen Zwecken. Jenes, als die Sprache der vornehmen Welt, dürfte er einigermaßen beherrscht haben. In seiner Krankheit bot er einem der ihn betreuenden Kammerdiener an, ihn (einen schwäbischen Bauernsohn, der sich ganz in einen routinierten Franzosen verwandelt hatte) auf die Reise mitzunehmen und sich mit ihm im Französischen

zu üben, das er lange nicht mehr gesprochen habe. In Winnenthal verlangte er nach dem „Morgenblatt“ und dem ebenso vornehm literarisch geführten „Journal des Debats“, das er vermutlich auch in gesunden Tagen zu lesen pflegte. Dabei bediente er sich des „Dictionnaire de Poche“ von Thibaut (1835). Für die wiederholt geplante Reise nach Paris hatte sich Lenau mit J. Ponges „Anleitung zur französischen Konversation, deutsch-französischer Teil“ (1841) und Molés „Neuem Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache, französisch-deutscher Teil“ (1844) ausgerüstet.

Im Englischen hatte er sich 1828 zusammen mit dem ihm von der Schulbank befreundeten Klaviervirtuosen Josef Fischhof, in dessen Wohnung im Trattnerhof die Stunden genommen wurden, und mit dem Legationskanzlisten der Schweiz Franz Kaspar Zen-Ruffinen von dem gemeinschaftlichen Freunde Friedrich Wittbauer, dem Herausgeber der „Wiener Zeitschrift für Mode“, unterrichten lassen, ohne es im Sprechen weit zu bringen. Auch in Amerika eignete er sich diese Fertigkeit nicht an. Immerhin liest er Shakespeare im Urtext (The Plays. 20 vol. 12. London 1826), unterstützt von der Schlegel-Tiedtschen Übersetzung (1828—1830). An englischen Wörterbüchern besitzt er Flügel und Sporschl (1838) sowie Thieme (1841). Ein Gesprächbüchlein (J. Laycock, „New Dialogues english and german“ 1837) soll ihn wenigstens nicht ganz aus der Übung kommen lassen.

Bezeichnenderweise bringt er keinerlei Interesse der magyarischen Sprache und Literatur entgegen, obwohl er in seiner Jugend das Ungarische gelernt und gesprochen hat und es seinem Ohr die meistmusikalische, die schönste Mundart von allen dünkt. Durch lange Entwöhnung hat er schon viel davon vergessen; auch gibt es so viele neue Wörter, die er nicht versteht. Es geht ihm wie dem ungarischen Sutsbesitzer, der, wenn er seine Zeitung bekommt, sie nicht mehr lesen kann. Alle Versuche, Lenau zum eifrigen Magyaren zu machen, schlägt seine Bücherliste zu Boden.

In die „Philosophische Geschichte der Menschen und Völker“ hat ihn der biedere Josephiner F. M. Dierthaler (1787) eingeführt. Eine seinem eigenen Pessimismus gleichgeartete Geschichtsbetrachtung findet er aber in dem „Lehrbuch der Universalgeschichte“ von H. Leo (1835—1842), den er zu den tief Sinnigsten Männern, den genialen Naturen seiner Zeit rechnet. „Sie spüren, daß die schaffende, gestaltenwebende Hand der Natur (und Geschichte, was eins ist) bei ihren feinsten und schönsten Geweben der Vorzeit plötzlich gezittert, daß ihr der Faden entfallen ist und damit das Glück ganzer Völker und Zeitalter unwiederbringlich verloren gegangen.“ Das Mittelalter, an dem ihm doch nur der Kampf zwischen Glauben und Wissen, sein eigener Kampf, produktiv geworden ist, gestaltet er sich nach F. Rühls' „Handbuch der Geschichte des Mittelalters“ (1840) und nach des hochangesehenen Fr. Raumers

„Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ (1828/29). Ob er eine „Histoire de la Ligue faite à Cambray“ (A la Haye 1710) etwa einmal dichterisch auswerten wollte, läßt sich nicht sagen.

Für Philosophie wurde Lenau durch seinen Universitätslehrer Leopold Remboldt 1820 gewonnen, der zwar, wie es der amtliche Lehrauftrag gewissermaßen verlangte, Eklektiker war, aber seinen Hörern gewaltigen Respekt vor Kants subjektivem Idealismus einflößte. Nach einer Naturphilosophie lechzend, wendet sich Lenau schon 1827 dem Studium Spinozas zu, mit dem er sich in Heidelberg und in Amerika auseinandersetzt. Damals hat er vermutlich Strörers Ausgabe der „Opera omnia“ (1830) des holländischen Weisen erworben. Seine schwäbischen Freunde, namentlich Kerner, verweisen ihn auf den Mystiker Heinrich Sufo, dessen „Leben und Schriften“, herausgegeben von M. Diepenbrock (1829), er in sich aufnimmt, sowie auf den romantischen Theosophen G. H. Schubert, von dem er die „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ (1827) und die „Geschichte der Seele“ (1830) zum eigenen geistigen Besitz macht. Während der Ausarbeitung seines „Faust“ 1834/35 nimmt Lenau Zuflucht zu Herbart und findet einen gewissen intellektuellen Frieden und Trost im Umgange mit diesem ruhigen, klaren Geist. Er kennt dessen „Allgemeine praktische Philosophie“ (1808), die „Psychologie als Wissenschaft“ (1824), die „Allgemeine Metaphysik“ (1828/29), die „Kurze Enzyklopädie der Philosophie“ (1831) und das „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie“ (1834). Die Überzeugung von der Unzulänglichkeit des subjektiven Idealismus und Rationalismus, die Lenaus „Faust“ — wie erst kürzlich Karl Siegel in einer ausgezeichneten Studie nachgewiesen hat — zu einer Satire auf die Entwicklung der deutschen Philosophie nach Kant macht, treibt den Dichter zu einer christlich-theistischen Weltanschauung, in der er durch den dänischen Theologen Martensen und durch die Bekanntschaft mit Baader bestärkt wird. Jener verlangt die Anerkennung der positiven Religion als einer absoluten Voraussetzung für jede höhere Welterkenntnis auch in seiner lateinischen Dissertation „De Autonomia conscientiae sui humanæ“ (1837); dieser „große, gewaltige Denker“ findet in Lenau den Dichter, der imstande wäre, seine spekulativen Ideen zu inkarnieren, wie er sie in den Vorlesungen „Über spekulative Dogmatik“ (1828—1835), „Über eine künftige Theorie des Opfers oder des Kultus“, in den „Drei Sendschreiben über den paulinischen Lehrbegriff des Versehenseins des Menschen“, „Über eine bleibende und universelle Geistererscheinung hienieden“, „Über das Verhalten des Wissens zum Glauben“ ausgesprochen hat. Aber die im „Savonarola“ mit Eifer verfochtene Weltansicht vermag den Dichter auf die Dauer nicht genug zu heben, zu stählen und zu beruhigen gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; er kehrt zurück zu der letzten geradlinigen Konsequenz

der subjektivistischen Entwicklung der deutschen Philosophie, zu Hegels panlogistischer Lehre, über die er im „Faust“ und im „Savonarola“ den Stab gebrochen hat. Bis 1841 einer der heftigsten Gegner Hegels, studiert er damals ein paar Werke von ihm und erkennt, daß doch nur auf der von ihm gebrochenen Bahn die Menschheit kann befreit werden. In den „Albigensern“ tritt er selbst in den Tempel, den Mephistopheles Faust zu bauen verspricht, „wo dein Gedanke ist als Gott zu schauen. Du sollst in eine Felsenhalle treten und dort zu deinem eignen Wesen beten. . . . Du kannst das Los des Mannes dort genießen, wie er die Weltgeschichte wird beschließen. Doch sieh dich vor, daß du nicht wirst zu Spotte!“ So wenig wie sein Faust ist Lenau diesen aufreibenden Kämpfen gewachsen: sie enden dort mit dem physischen, hier mit dem geistigen Tod. Im Wahnsinn, „lehrt zu seinem Heiligtume das sturmverschlagene Herz — und glaubt“. „Emilie!“ ruft der Irre seiner Freundin zu, „ich habe einen Gedankenbau aufgerichtet, groß und hoch wie ein mächtiger Turm, und oben auf seiner Spitze, hellstrahlend, steht das †!“ Das Exemplar von Hegels „Werken“, herausgegeben von dessen Schülern Marheineke, Schulze, Sans, Henning u. a., (1832—1840) soll Lenau in Heidelberg Ende April oder Anfang Mai 1844 gekauft haben. Die „Novellenzeitung“ berichtet 1853 „aus dem Mund eines bekannten Antiquars zu Heidelberg“: „Zu diesem pflegte Lenau dann und wann zu gehen, um den Büchervorrat dort durchzumustern und dies und jenes zu kaufen. Einst kommt er auch dorthin und sieht ein Exemplar von Hegels Werken. Rasch fragt er nach dem Preis. ‚Dreißig Gulden.‘ ‚Dreißig Gulden! Mann, Mann, sind Sie des Teufels? Dreißig Gulden für Hegels sämtliche Werke, für den Hegel, für den Hegel?‘ ‚Nun das ist doch hoffentlich nicht zu teuer,‘ versetzt der ganz ängstlich gewordene Antiquar. ‚Zu teuer? Fünfzig Gulden! Hier, geschwind, da sind fünfzig Gulden, gebt mir den Hegel!‘ Und wie mit einem Raube eilt er davon und läßt den Antiquar starrend vor Staunen mit den fünfzig Gulden zurück.“ Varnhagen von Ense hat sich die Anekdote herausgeschnitten und seinen Sammlungen (jetzt auf der kgl. Bibliothek zu Berlin) beigelegt.

Auf den romantischen Dichter, der den Schleier des Bildes von Sais zu heben sucht, üben Symbolik und Mythologie eine geheimnisvolle, zauberische Anziehungskraft aus. Lenau hat sich auf diesem Gebiete mit den Haupterscheinungen der zeitgenössischen Literatur wohlvertraut gemacht. Er kennt des alten Nieupoort „Rituum qui olim apud Romanos obtinuerunt explicatio“ (1751) so gut wie der Romantiker Fr. Creuzer „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ (1819—1823) und Jakob Grimm „Deutsche Mythologie“ (1835) oder des Hegelianers P. F. Stuhr „Allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker“ (1836—1838). Die Anschauungen des protestantischen Bibelkritikers F. C. Baur („Symbolik und Mythologie“ 1824) sind ihm so

geläufig wie die seines katholischen Tübinger Widerparts J. A. Möhler („Symbolik“ 1835). Baur's Werk über „Die christliche Gnosis“ (1835) läßt ihn zu Tertullians Schriften (übersetzt von Besnard 1837) greifen. „Die christliche Mystik“ von Görres (1836/37) sowie des Pietisten F. A. Tholuck „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ (1837) stärken ihn für den Glaubenskampf seines „Savonarola“, Feuerbachs „Wesen des Christentums“ (1841) bleibt nicht ohne Einfluß auf die Auffassung der „Albigenser“.

Unmittelbar mit Lenaus Werken darf man in Beziehung setzen M. Enks „Briefe über Goethes Faust“ (1834) und als Gegenstück hiezu J. Martensens Broschüre „Über Lenaus Faust“ (1836). Oft zitiert wird in der älteren Faustliteratur die „Apologie pour les grands Hommes soupçonnez de Magie“ von S. Naudé (in einer Amsterdamer Ausgabe von 1712). In der (Bonner) „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie“ (Koblenz 1838), 27. Heft, findet sich die „gründliche, geistvolle und rühmliche Rezension seines ‚Savonarola‘ und gesamten Dichterstrebens“ von J. M. Koch. Für die „Albigenser“ ist ein bislang gar nicht beachtetes Hauptquellenwerk L. Flathe, „Geschichte der Vorläufer der Reformation“ (1835/36). Auf Fr. Hurter, „Kirchliche Zustände zu Papst Innozenz' III. Zeiten“ (1838) hat schon Roustan hingewiesen. Inwieweit Lenau den „Kurzen Abriss der Geschichte der württembergischen Waldenser“ von A. Keller (1796) und die „Geschichte des Hussitenkrieges“ (Zittau 1795), diese für „Ziska“ benützt hat, bleibt noch zu untersuchen. Die historischen Romane von Fr. Soulié „Le Vicomte de Béziers“ (1834) und „Le Comte de Toulouse“ (1835) haben ihm nichts geboten. Die „Deutsche Vierteljahrschrift“ (1843), 3. Heft, und F. Wihls „Jahrbuch für Kunst und Poesie“ (1843) enthalten wahrscheinlich Besprechungen der „Albigenser“. Was man bisher nur vermutet hat, daß Lenau auf den Gedanken, einen „Don Juan“ zu dichten, durch die Übersetzung „Spanischer Dramen“ von C. A. Dohrn (1841) gekommen sei, scheint sich nun zu bestätigen. Daß er auch dem „Don Juan“ von Braun von Braunthal (1842) Beachtung geschenkt habe, wußte man dagegen nicht.

Neben anderen Plänen scheint Lenau in den letzten Jahren vor dem Ausbruch seiner Krankheit sich auch mit einem Heldengedicht aus der antiken Geschichte beschäftigt zu haben. Wie immer machte er gründliche Vorstudien. Von des friesischen Humanisten Emmius „Græcorum Res publica“ (Lugd. Bat. 1632) und neueren Darstellungen (E. Sibbons „Geschichte des allmählichen Sinkens und endlichen Unterganges des römischen Weltreiches“, aus dem Englischen von J. Sportschil, Taschenausgabe in 12 Bänden, 1840, und W. Mitfords „Geschichte Griechenlands“, übersetzt von H. K. A. Eichstädt, 1802—1808) geht er zurück auf die Quellen: Cäsar (in der Übersetzung von Baumstark 1835—1840), Cornelius Nepos (im Urtext, Stuttgart 1835, und in der

Übersetzung von Dehlinger 1827), Tacitus (Opera notis Minellianis illustrata a Hauffio, Lips. 1714), Silius Italicus (e rec. Drakenborch curav. J. P. Schmidius, Mitav. 1775), Valerius Maximus (im Urtext, Leipzig 1830, und in der Übersetzung von Fr. Hoffmann 1828), Justinus (im Urtext, Leipzig 1829, und in der Übersetzung von Schwarz 1834—1837). Neben S. Craffs „Schulatlas der alten Geographie“ (1842) legt er K. Mannerts „Geographie der Griechen und Römer“ (1799—1802). Gerade die Weitsichtigkeit dieses Materials läßt nicht mehr erkennen, welche Episode Lenau so stark anzog.

Für die bildende Kunst hat Lenau feines Verständnis und volles Interesse aufgebracht; zeitlebens ist er gern mit Malern umgegangen, hat er ihre Werke mit Liebe und mit Urtheil betrachtet. So oft er nach München kommt, besucht er die Pinakothek: Dillis' „Verzeichnis der Gemälde“ (1839) begleitet ihn. Kleyle und Löwenthal hätten ihm gern die Professur für Ästhetik am Theresianum verschafft, für die er gewiß nicht unvorbereitet gewesen wäre. E. Müllers „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten“ (1834—37) und C. H. Weisses „System der Ästhetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit“ (1830) scheint er geschätzt zu haben.

Dem ernsthaften Mann, der es doch versteht, in angeregter Gesellschaft zu unterhalten und sich unterhalten zu lassen, sind auch ein paar kuriose Bücher in die Hände gefallen, in denen er zuzeiten gerne blättert; J. Bidermanni „Sales musici“ (Diling. 1644), J. Ch. Heppes „Jagdluft, oder die hohe und niedere Jagd nach allen ihren Verschiedenheiten“ (Nürnberg 1783/84); selbst die „Quintessence anecdotique par un Gros-Rejoui“ (Stuttgart 1839) ver-
schmäht er nicht.

Einen ansehnlichen Teil der Bücherliste machen neuere literarische Erscheinungen aus. Neben neuen Ausgaben älterer Schriftsteller (Thümmel 1839, Wieland 1839/40, Klopstock 1840, Lessing 1841) finden wir einen zerlesenen Byron (in der Übersetzung von S. Pfizer 1836—1838), Novalis' „Schriften“, herausgegeben von L. Tieck und F. Schlegel (1837), Werke seiner Freunde und Bekannten Alexander Graf von Württemberg („Gesammelte Gedichte“ 1841, „Segen den Strom“ 1843), Braun von Braunthal („Das Leben kein Traum“ 1840, „Don Juan“ 1842), Anastasius Grün („Nibelungen im Frack“ 1842), Halm („König und Bauer“ 1842, „Imelda Lambertazzi“ 1842), Kerner („Dichtungen“ 1841), Knapp („Gedichte. Neueste Folge“ 1843), Löwenthal (Leo Waltheim, „Dramatisches und Lyrisches“ 1835), Niendorf („Reisejournen in Bayern, Tirol und Schwaben“ 1840), S. Pfizer („Der Welsche und der Deutsche“ 1844), L. Schücking („Sünther von Schwarzburg“ 1838), S. Schwab („Gedichte. Neue Auswahl“ 1838, „Die deutsche Prosa von Mosheim bis W. Humboldt“ 1842), Zedlitz („Waldfräulein“ 1843). Eben erst nähergetreten war er B. Auerbach („Schwarzwälder Dorfgeschichten“ 1843),

Haßländer („Vier Könige“ 1841), J. Scherr („Poeten der Jetztzeit“ 1844). Ihre Gedichte zugesandt hatten ihm E. Eyth (1843), K. Haltaus (1844), K. Kinkel (1843), Löwe (1843), Nolte („Deutsche Lieder aus der Fremde“, Paris 1844), B. Weber („Lieder aus Tirol“ 1842), M. A. Zille („Geschichten der christlichen Kirche. Dichtungen“ 1842). Auch „Der Sänger am Neckar“ (Heilbronn 1840) und die „Lebensgeschichte des Veteranen J. F. Riesch“ (Waiblingen 1844) dürften ihm als Zeichen der Verehrung, deren er in Schwaben genoß, zugekommen sein. Durch den Wiener Ser-
 manisten J. Bergmann, einen der Korrespondenten Ahlands, wurde er mit „Mayr Helmbrecht“ (1839), durch den Tübinger A. Keller, Ahlands Schüler, mit den „Gesta Romanorum“ (1842) bekannt. Was ihm die „Poésies de Sainte-Beuve. Pensées d’Août (Brux. 1838) interessant machte, wissen wir nicht. Auf die „Nordlichter. Eine Sammlung polnischer Dichtungen“, ins Deutsche übertragen von L. Nabilek und J. B. Werner (1834), ist er vielleicht durch Anastasius Grün aufmerksam gemacht worden. An Stimmen über die politischen Fragen der Zeit finden sich nur zwei: des Katholiken Görres „Kirche und Staat nach Ablauf der Cölnner Irrung“ (1842) und des Protestanten P. Pfizer „Sedanken über Recht, Staat und Kirche“ (1842). Auerbach selbst hat vermutlich erst Lenau bei der rasch vollzogenen Annäherung im Sommer 1844 mit seiner Erstlingschrift „Das Judentum und die neueste Literatur“ (1836) bekannt gemacht.

Von seinen Rivalen auf dem deutschen Parnasß erkannte Lenau neidlos das Talent Freiligraths und Heines an: jenes „Gedichte“ (1838) haben auch ihn für den Alexandriner gewonnen; das „Buch der Lieder“ und die „Neuen Gedichte“ (1844) von Heine, Sophiens „Schützling“, beschäftigen ihn unmittelbar vor dem Ausbruch der Katastrophe. Noch am letzten Abend, an dem er unter den Freunden erschien, am 13. Oktober, las er ihnen aus den „Neuen Gedichten“ vor. Mit gewohnter Seifteschärfe urteilte er: „Auf dem einen Blatte sei Heine ein Gott, auf dem andern ein Schwein. Man müßte, um das Schöne rein zu genießen, an den zynischen Stellen Warnungszeichen hinmachen, Notizen, die sagen: Da ist das Zartgefühl schon einmal verunglückt! Sie müssen bedenken, Lotte“, sagte er, gegen eine der Frauen gewandt, einem Einwurfe belegend, „die Phantasie hat nicht nur die Fähigkeit, einzelne Bilder, einzelne Gestalten zu geben; sie kann auch solche Macht haben, daß sie in gewissen Momenten Stimmungen in einen gießt; und in solchen Momenten kann selbst ein Mensch von sonst weniger Charakter auch sehr gesinnungsvolle Gedichte machen, die uns zur Bewunderung hinreißen. Aus diesem Gesichtspunkt muß auch Heine betrachtet werden. Man faßt ihn nicht so auf, und doch ist’s das allein Richtige. In ihm steckt ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker. Heine ist uns sehr notwendig. Dieses

Element in der Literatur kann man gar nicht entbehren." Die größte Freude bezeugte er an dem Liedchen: „Es ragt ins Meer der Runenstein". Er wiederholte es oft. „Es ist mir das liebste von ihm," sagte er, „der Ton darin ist entzückend. Es ist ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen." . . .

Als Schwager Schurz im Jahr 1847 Lenau in die Heilanstalt des Dr. Sörgen nach Döbling brachte, ließ er etwas mehr als die Hälfte der Bücher in Stuttgart durch A. Liesching & Co. versteigern. Der Erlös betrug 94 fl. 40 kr. Den Rest belieh das Gericht in der Verwahrung des treuen Schurz; nur Creuzers „Symbolik" mußte wieder zurückgesandt werden, weil diesem Werk der Eingang in Österreich damals versagt war.

Ohne Frage waren auch andere Bücher Lenaus aus dessen älterm Besitz, die er auf die letzte Reise nicht mitgenommen hatte, in Wien zurückgeblieben. Sie sind aber nicht gerichtsbekannt geworden und für die Forschung daher voraussichtlich ganz verloren. Wie Lenaus Papiere, so wurden wohl auch seine Bücher nach Schurz' Tod unter die Verwandten aufgeteilt, zerstreut, vernichtet.

Die vorstehende Skizze, die durch zahlreiche uns erhaltene Urteile Lenaus über seine Lektüre, wenn mehr Raum zur Verfügung gestanden wäre, sich weiter hätte ausgestalten lassen, verfolgte nur den Zweck, das für das große Publikum gewissermaßen stumme Altentstück sprechen zu machen und damit zugleich seine Mitteilung in einer Ausgabe der Werke des Dichters zu rechtfertigen. Zu dem objektiven Tatbestand, zu dem historischen Dokument, muß jede subjektive Auslegung immer wieder zurückkehren — dort ist das Bleibende, hier das Wandelbare —, und darum kann es auch keine literarhistorische Forschung geben ohne getreue und gereinigte Vorlage ihrer Quellen.

